

Zeitschrift: Toggenburger Annalen : kulturelles Jahrbuch für das Toggenburg
Band: 20 (1993)

Artikel: Aufbrechen, Verweilen, Heimkehren... : auf verschlungenen Wegen durch das Jahr
Autor: Schweizer, Edwin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-883551>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aufbrechen, Verweilen, Heimkehren...

Auf verschlungenen Wegen durch das Jahr

Edwin Schweizer, Zürich

Frühling...

*Verlasse nie dein Feld im Frühjahr
oder dein Haus im Winter!*

«Hausfüchse» und Astronomen

Merkwürdig, was da in der Zeitung steht! – Einem Landwirt im obern Tal ist es gelungen, «Hausfüchse» mit geflecktem Fell und stumpfer Nase zu züchten. – In Lichtensteig wird eine Uhr angeboten, deren Zeiger rückwärts gehen. Geeignet für abendliche Zecher! – Und der Korrespondent eines alttögenburgischen Blattes meldet, die Meteorologen auf dem Säntis gäben an freiwillige Beobachter wetterfähige Iltisse ab. Gegen ein kleines Entgelt müssten sie über das Verhalten der Tiere während dreier Monate genau Buch führen.

Erster April! – Wer von den genarrten Zeitungslesern erst jetzt im Kalender blättert und den Frühlingsanfang sucht, hat ihn verpasst. – Keinen Bären binden uns die Astronomen auf. Nach ihnen dauert der Frühling auf der nördlichen Halbkugel der Erde vom 21. März bis zum 21. Juni. Doch wie bei allen Jahreszeiten stimmt auch beim Frühling die astronomische Einteilung oft nicht mit der meteorologischen überein. Von den Gezeiten im menschlichen Haus ganz zu schweigen. Die Stern- und Himmelskundigen sind kühle Rechner. Mehr als 92 Tage und 20 Stunden ist daher der Frühling nicht für sie. Uns ist er mehr! – Die Monate März, April und Mai bringen das erste Grün, den Lenz, die Blütezeit. «Frühlinge, durch die man gegangen ist, hinterlassen dem Herzen ein namenloses Gefühl der Hoheit und Heiligkeit», meint der Dichter Robert Walser.

Nelkenwurz und Löwenzahn, Nachtigall und Distelfink

Mit dem Frühling erwacht auch der Mensch zu neuem Leben. Freudig werden die ersten Boten begrüsst: Veilchen, Schlüsselblume,

Küchenschelle, Wiesen-Schaumkraut, Windröschen, Dotterblume, Lerchensporn, Rote Lichtnelke. Vielen Blumen dieser Jahreszeit schreibt man eine besondere Heilkraft zu, etwa dem Huflattich, Löwenzahn, Nelkenwurz oder dem Lungenkraut, Maiglöckchen und Scharbockskraut.

Die ersten Schwalben und Schmetterlinge sind jetzt zu sehen. Wir können auch den Kuckuck rufen hören, wenn wir den Frühling nicht hinter dem Ofen verschlafen. Aber was nur ist mit den Maikäfern los? – Die Griechen und Römer sollen auch den ersten Storch als Frühlingsboten begrüsst haben. Aber das liegt schon weit zurück. Hierzulande dürften ihn höchstens noch unsere Urgrossväter gesehen haben, als sie auf Freierrüssen gingen.

Wann beginnen die Vögel zu singen? – «So gegen drei Uhr fängt's an!» meinte jener vogelkundige Landmann im Neckertal. – «Die Feldlerche fängt an zu trillern. Eine halbe Stunde später legen Nachtigall, Blaukehlchen und Gartenrotschwanz los. Der Zaunkönig singt, kurz darauf die Amsel. Um halb fünf zwitschern die Meisen; Star, Buchfink und Spatz wachen auf, dann Distelfink, Grünfink, Bachstelze und Girlitz. So gegen halb sechs singen sie alle...»

Ihr eigenes Abc haben die «Wetterfrösche». Manchmal treffen sie ins Schwarze, wie die Horoskopschreiber! – «Will auch die Kälte nicht von hinnen, der Frühling muss im März beginnen. Launisch ist das Wetter im April, da nützt sich ärgern gar nicht viel. – Will im Mai die Sonne scheinen, hört der Himmel auf zu weinen.»

Theologen – Hochzeiter – Dichter

Was denkt der alte Kaplan Raphael in seinem Studierzimmer, wenn der Frühling ins Land kommt? – Wenn es im Garten hinter der Kaplanei grünt und treibt und saftet? – Wenn er durch das halboffene Fenster die Thur hört? – Über den Anfang der Welt sinnt der geistliche Mann. Er hat soeben eine

zweite schwarze Zigarre angezündet. Dann steigt er auf den Stuhl und holt aus der obersten Reihe, wo die ältere theologische Literatur ist, einen schweren Folianten herunter. Und während seine Weste bald voller Zigarrenasche ist, liest er andächtig im alten Buch. In der aus 243 nach Christus stammenden Schrift über die Osterzeit eines angeblichen Cyprianus wird die Weltschöpfung und das Erlösungswerk in eine enge zeitliche Verbindung gebracht und bemerkt, dass die Erschaffung der Welt in der Jahreszeit erfolgt sein muss, in welcher sich die Natur stets zu neuem Leben verjüngt, im Frühling. Da es vom ersten Schöpfungstage heisst, dass Gott «zwischen Licht und Finsternis geteilt habe», er aber nur gleichmässig, das heisst vollkommen teilen konnte, so muss der erste Schöpfungstag auf die Tag-und-Nacht-Gleiche gefallen sein. Nach dem damals gültigen Julianischen Kalender muss sich dies also am 25. März ereignet haben, dem heutigen Fest Maria Verkündigung...» – Und da behauptet die gelegentlich etwas spitze Köchin Anna, ihr «Alter Herr» lese die Wälzer ganz oben nie.

Liturgisch hinterlässt der Frühling beim Kommen und Gehen keine besonderen Spuren im Bistum St.Gallen. Am 21. März ist gar kein Heiligenfest vermerkt, während am 21. Juni die Gesamtkirche den heiligen Ordensmann Aloisius Gonzaga feiert. Der Wonnemonat Mai ist bekanntlich auch die hohe Zeit der Hochzeiten. Für die «schönsten Stunden des Lebens» soll der Himmel voller Geigen hängen, nicht voller Wolken. Gelegentlich jedoch machen die Eisheiligen einen Strich durch die Rechnung. – Nichts wird heute, wenn es ums Heiraten geht, dem Zufall und dem Laien überlassen. Früher musste sich der zum Brautführer verknurrte Bruder oder Freund für die Hochzeitsgesellschaft Spässchen und Witze einfallen lassen. Heute bieten sich «Hochzeitsmanager» an, die geladene Tisch- und Tafelrunde bei Laune zu halten. Aus ist das Theater mit einem x-beliebigen, entfernt verwandten Hofnarrfotografen, der ausgerechnet beim Ringwechsel der Frischvermählten einen neuen Film einlegen muss. In unseren Tagen werden Profis engagiert, die mit der Videokamera das einmalige Ereignis von A bis Z verfolgen und später einen Querschnitt mit Originalton für die gute Stube liefern. – Die Braut indes möchte ihren Angetrauten noch immer am liebsten in Weiss überraschen. Die angehenden Ehefrauen wollen wenigstens für einen Tag Prinzessin sein. Nicht vergessen seien die Poeten. Reime wie «Bräute-Geläute, Herz-Schmerz, Mädchen-Fädchen, Liebe-Diebe, Käfer-Schäfer, Sterne-Ferne» fallen ihnen leichter ein, wenn es Blüten von den Ästen schneit als später, wenn sie sommers mit nassem Hemd ihr Bier trinken,

wenn die Blätter sich verfärben oder der Schnee unter ihren Schuhen knirscht. Aber so streng wie unsereiner sind sie doch nicht an den Kalender gebunden, diese träumenden Köpfe.

Sommer

*Wenn der Baum fällt,
gibt er keinen Schatten mehr.*

Hundstage – Rosen im Bett

Ob der Sommer verregnet, nass und kühl oder sonnig, warm und trocken ist, ob er uns kurz oder lang vorkommt: meteorologisch bilden die Monate Juni, Juli und August den Sommer. Einen glänzenden Abgang verschafft er sich, wenn die Tage von Ende Juli bis Ende August heiss und schwül sind, bekannt als Hundstage. Ihr Name rührt vom hellsten aller Fixsterne her, dem Hundstern oder Sirius, der zu dieser Zeit den Himmel beherrscht. Nichts zu lachen haben anscheinend die armen Sünder bei sonnigem Wetter, denn wer kennt nicht den Ausdruck: «Die Sonne bringt es an den Tag»? – Diese Redensart weist auf die grosse Bedeutung der Sonne im germanischen Gerichtsverfahren hin. Es durfte nur so lange Gericht gehalten werden, wie die Sonne schien. Mit dem Blick auf die Sonne wurden die Verhandlungen eröffnet, und mit dem Gesicht zur Sonne, der nichts verborgen blieb, wurde der Eid abgelegt.

Obwohl man die Sonne nicht mit dem Licht gleichsetzen kann, hängt die Symbolik beider eng zusammen. Das Licht allein ermöglicht das Schauen von Schönheit und Farbe. Augenlicht ist daher ein guter Name für das Sehvermögen. Mit den Augen trinkt man die Pracht der Rosen. Was wäre ein Sommer ohne sie! Wie schwer ist es aber, die richtigen Worte für ihre Farben zu finden: kirschrot bis zartlila, samtig dunkelrot, kanariengelb mit Rosa, silbrigrosa, aprikosenfarbig, mattrosa, goldorangefarbig mit warmem Schimmer, weinrot, mandarinrot bis zinnoberrot...

Und dennoch sind nicht alle Toggenburger «auf Rosen gebettet», wie seinerzeit die verrufenen Sybariten. Die genussfrohen Bewohner der unteritalienischen Stadt Sybaris, die wegen ihrer Schlemmereien berühmt und berüchtigt waren, sollen sich buchstäblich auf Rosen gebettet, ihre Betten mit Rosenblättern gefüllt haben.

Sommervögel

Auch Schmetterlinge gehören zur warmen Zeit. Feuchtflügelige Sommervögel, die ster-

ben, bevor der Tag um ist. – Ein mir bekannter Herr ist Polizeibeamter in der Hauptstadt und so sonderbar es klingt: Er züchtet als Ausgleich zum gefährvollen Dienst – Schmetterlinge. Sein erklärter Liebling ist der Schwalbenschwanz. Seit ich den Herrn kenne – und das ist schon lange – züchtet er Schwalbenschwänze. Ich selbst bin schon infiziert mit dem *Papilio machaon*: Ich kenne den lateinischen Namen dieses hübschen gelben Sommervogels und kann schon längst kein Möhrenkraut mehr ansehen, ohne nach der grünen Raupe mit den russchwarzen, rotbetupften Querbändern zu suchen. Das Züchten von Schmetterlingen verlangt viel Beobachtungsgabe und Geduld, behauptet mein Bekannter. Ferner braucht es Zuchtgläser, frisches Futter, Luft und Sauberkeit. Aber wenn das Glück fehlt, nützt alles nichts. Das aber hat mein Bekannter. Ich traue diesem Züchterkünstler zu, dass er Schmetterlingspuppen, die überwintern, so behandeln könnte, dass sie in der geheizten Stube schlüpfen. Ein Schwalbenschwanz tanzt mit den Schneeflocken vor dem Fenster um die Wette. Stellen Sie sich das vor! Nur ein einziges Mal hat sich in einem der Zuchtgläser meines Bekannten eine Tragödie abgespielt. Man kennt die Entwicklung des Schmetterlings: Ei, Raupe, Falter. Häftlingsgleich muss sich die Raupe aus dem Ei herausarbeiten. Aber einmal ist das Ei zum Sarg einer Schwalbenschwanzraupe geworden. Der Schmetterlingszüchter hat mir davon erzählt, als wir eines Sommertages über Land gingen. Um vier Uhr habe die Raupe angefangen, das Loch in die Eischale zu nagen. Drei Stunden angestrenzter Beissarbeit: aber das Loch sei immer noch zu klein gewesen. Ein Drücken, Wenden, Nagen: vergeblich! Man habe die krampfhaften Bewegungen, die verzweifelten Versuche, auszubrechen, gut beobachten können. Wahrscheinlich seien die Fresswerkzeuge verklemmt gewesen, meinte mein Bekannter. Ein gewaltiger Kampf mit der Gefängniswand habe sich unter seinen Augen abgespielt, fuhr er fort. Aber mit der Zeit seien die Bewegungen kraftloser geworden. Doch bis weit nach Mitternacht habe das Tierchen mit dem Tode gerungen. Dann sei es in seinem Gefängnis verendet. Wie der Schmetterlingszüchter dann verstummte, habe ich ihm zufällig in die Augen geblickt und gesehen, wie traurig er war...

Das himmlische Blau

Boaschwarz, Satingrün, Augengrau, Nerzbeige – diese Farben kannte Adam noch nicht. Aber das himmlische Blau. – Nein, blaue Jeans hatte unser Stammvater nicht getragen, aber nachdem ihm während des Schlafs eine Rippe genommen, blinzelte er

nach dem Aufwachen zuerst in die Bläue des Himmels und dann – leicht erschreckend – in die veilchenblauen Augen Evas. Wer möchte jetzt nicht gerne wissen, was die beiden als erstes getan und wie das Paradies überhaupt ausgesehen haben mag. Halb romantischer Dschungel, halb englischer Park, denke ich. Darin Blaudrosseln, Blauelstern, Blaue Libellen und Blaufüchse ohne Zahl und Blaubeeren, Blauer Eisenhut und Blauer Natternkopf. Irgendwo zwischen den Büschen und Hecken wird der schicksalsträchtige Apfelbaum gestanden haben. Nach dem verhängnisvollen Griff nach der Frucht wurde der Mensch aus dem Garten Eden weggeschickt, dass er den Erdboden bebaue. Es kam Sinai, Zügel wurden ihm angelegt, und bei der Übergabe der steinernen Tafeln schaute Moses den Gott Israels: der Boden zu seinen Füßen war wie aus Saphirfliesen und klar wie der Himmel selbst. Später, als sich die Menschen wie vorgesehen vermehrt hatten, gab's Länder und Regierungen und Beamte wie Sand am Meer. Sie schufen Erlasse und veröffentlichten Blaubücher. Von den Saphirfliesen am Sinai bis zum blutigen Gerangel um Kronschatze ist ein weiter Weg. Rom und Ägypten priesen den Saphir als heiligen Stein der Wahrheit und Gerechtigkeit. Sehr früh fand dieses blaue Juwel Eingang in die christliche Kirche. Leider. Denn die kornblumenblauen Saphirringe an den Händen von Kardinälen und Bischöfen brachten das ökonomische Denken in die Theologie. – Um den Stuart-Saphir, einen herzförmigen, von sechzehn Diamanten umgebenen Stein, den die unglückliche Königin von Schottland ihrem Gemahl, Lord Darnley, schenkte, rankt sich eine blutige Geschichte. Von jenem lichtblauen, hochkarätigen Saphir aus Ceylon, der sich im russischen Staatsschatz befinden soll, heisst es hingegen schlicht wie im Märchen, die letzte Zarin habe ihn allen andern vorgezogen.

Der Maler und die Zwiebel

Mit Blau allein kommt hingegen ein Kunstmaler im Toggenburg nicht aus. Für die Thur wird er lichten Ocker, Hookersgrün, Ultramarin und Coelinblau nehmen. Wie aber malt er die vielen Tannen, die einen so wunderbaren Geruch ausströmen? Wird er nicht überwältigt vom allmächtigen Grün? – Hat es genug Paynesgrau, Veronesergrün, Gelb-, Blau- und Brauntöne für sie auf seiner Palette?

Vielleicht zieht der Maler das freie Gelände vor. Ohne Krapplack, Grün, Orange, Gelb und Mischungen aus Orange und Blau soll er jedoch nicht an Wiesen und Blumen denken. Für den Himmel, ja, da braucht es Blau aller Art: Kobaltblau, Coelinblau, Ultramarin, Pariserblau. Für die helle, fröhliche

Sonne aber nichts als Gelb. Reines Kadmiumgelb. – Und was ist mit dem Schnee auf den Churfürsten? – Jener Maler in Wildhaus neulich, nach dem Halben «Bernecker»: Wie hat er lange die Tube mit dem Kremserweiss im Rucksack gesucht! Ist ihm der Wein so in den Kopf gestiegen, dass er vergessen hat, dass sein Aquarellpapier das einzige Weiss ist, das er für Schnee braucht? Und wenn es regnet? Was macht dann ein Landschaftsmaler? In Krummenau wohnt einer. Der malt, wenn der Himmel verhangen ist, Gemüse in seiner Stube. – Heute liegt eine Zwiebel auf dem Tisch. Eine gewöhnliche Küchenzwiebel, die ihre grosse Stunde hat. Eine Armlänge vom Künstler entfernt liegt sie, wird nun nach rechts und nach links gerückt und gedreht, bis sie ihre beste Seite zeigt. Nun, ans Werk! Alles ist bereit: das Papier gewässert und aufgespannt, die Farben auf der Palette, Pinsel und Wasser. Unser Künstler braucht dieses Mal nur warme, frische Farben: Kadmiumgelb, hell und dunkel, Orange, gelben Ocker und Siena natur, ja, und etwas Grün für die «Nabelschnüre» der Zwiebel. Leicht hingeworfen sind schon die Umrisse. Der Grundton wird gelegt, dann kommt Lasur auf Lasur. Oh, wie souverän der Maler mit dem Gelb umgeht! Wie da fachmännisch gemischt wird: ein Tüpfchen Ocker, ein Hauch Siena, eine Spur Orange. Halt, nicht zu viel! Zwiebeln sind keine Orangen. Und wieder Gelb. Gelb ist der Ausdruck des Lichtes und der Majestät; Gelb ist auch die Farbe des reifen Getreides und des Goldes. Gelb hat seit je die Menschenherzen entzückt.

Inzwischen ist das Werk weit fortgeschritten. Aber o weh! Die Zwiebel hat dem Maler doch zu schaffen gemacht. Was soll denn das darstellen? Eine Orange mit kurzen Flügeln? Ein Spielzeugkürbis mit mehrfachem Heiligenschein? Ein Kanarienvogel, der auf dem Rücken gelandet ist? In letzter Verzweiflung wird nochmals Farbe weggenommen, gemischt und dazugegeben. Aber so eine Pinselei hält kein Aquarellpapier aus. Da ist nichts mehr zu machen!

Alles hat seine Zeit

Wissen die Klosterfrauen in Magdenau, dass Sonnenuhren schon zu Beginn des dritten Jahrtausends vor Christus in Ägypten benützt wurden, und dass man noch vor gut hundert Jahren die mechanischen Wand-, Tisch- und Taschenuhren nach dem Schatten der guten alten Sonnenuhr gestellt hat? – Gerade für Priester und Ordensleute war das Festlegen der Stunden um ihrer geistlichen Pflichten willen besonders wichtig. Aus der Kirche, dem Kloster werden daher die ersten genauen Zeitmesser, Sonnen-, Wasser- und Sanduhren gekommen sein, die man aus der

antiken Welt übernahm. Die lateinische Umschrift vieler Sonnenuhren weist darauf hin. Wie spät ist es? – Was nützt es etwa den Schuhmachern, Förstern, Hirten, Kaminfeuern und Steinmetzen, dass die Uhren heute immer genauer gehen? Bei einer Quarzarmbanduhr soll die Abweichung höchstens 60 Sekunden im Jahr betragen. Und bei einer Atomuhr? – Etwa eine Sekunde in 3000 Jahren. Die Uhr symbolisiert des Menschen Leben. Wer wünschte nicht, dass sie möglichst lange schlägt! Doch Geborenwerden hat seine Zeit, und Sterben hat seine Zeit. – Wie heissen heute die Kinder im Toggenburg? Die häufigsten Namen bei den Mädchen sind: Sara, Martina, Jasmin, Stefanie, Regula, Nadja, Mirjam. Bei den Knaben: Daniel, Thomas, Kevin, Pascal, Christian. Beliebt sind weiter: Ramona, Tamara, Nathalie, Anina, Melina, Tanja, und Lukas, Marcel, Damian, Nico, Marco, Manuel, Tobias. Schön im Ohr klingen auch Sandra, Katja, Serena und Arlette.

Im Namenverzeichnis fehlen heute ganz: Fritz, Johann, Ulrich, Max, Josef, Moritz, Karl und Emma, Paula, Selma, Gertrud, Klara, Ida, Marta. – Ein freundlicher Zivilstandsbeamter aus dem Obertoggenburg weist indessen darauf hin, dass gerade die alten Namen, wie Josua, Jakob, Heinrich, Gregor, Georg, Susette, Marie, Rosina, Frieda, Babette, die für die Region typisch seien, heute zum Teil wieder auflebten.

Zum Trost sei gesagt, dass Namen in der Beliebtheit ebenso rasch steigen und sinken, wie sich Trends in der Kleidermode folgen. Allerdings, ein Hoch für Hilarius, Polykarp, Rupert, Ansgar oder Mathilde, Lioba und Ludmilla ist vorläufig nicht zu erwarten. Obwohl dies Namen von Heiligen sind...

Herbst

*Siehst du fremde Wandervögel,
wird's sehr kalt nach alter Regel.*

Was ist länger: Sommer oder Winter?

Die Himmelskundigen sagen, dass der Herbst vom 23. September bis zum kürzesten Tag, dem 22. Dezember, dauert. Wir gewöhnlich Sterbliche holen in dieser Jahreszeit unaufgefordert wärmere Kleider hervor, und wir freuen uns am Reifen der Früchte und an der Erntezeit. Hand aufs Herz, brummen wir nicht selbst nach einem warmen und trockenen Sommer vor uns hin, mit Petrus sei nicht gut Kirschen essen. Ist unser Wetter nicht allemal nur kurzfristig schön? Überwiegen nicht die kalten und nassen Perioden? – Und ist nicht der Winter viel länger als der Sommer? Das Gegenteil ist richtig.

Astronomisch gesehen dauert das Sommer-Halb-jahr auf der Nordhälfte der Erde vom 21. März bis zum 23. September. Also von der Tag-und-Nacht-Gleiche im Frühling bis zur Tag-und-Nacht-Gleiche im Herbst. Das sind 186 Tage, an denen die Sonne oberhalb des Äquators steht. Oder anders gesagt: In dieser Zeit ist die Sonne länger als zwölf Stunden am Himmel zu sehen (wenn keine Wolken sie verdecken). Für das Winter-Halb-jahr bleiben da nach Adam Riese nur noch 179 Tage übrig – eine Woche weniger also.

Dreiköpfige Hunde und Hasen mit dickem Fell

Manchen ist der Herbst nicht ganz geheuer. Wenn der Nebel kommt, sehen sie Irrlichter und werden von Geistern und Gespenstern verfolgt. Auch die Gabe des Zweiten Gesichts scheint in dieser Jahreszeit verstärkt aufzutreten. Aber sind da nicht landauf, landab die Winzerfeste? Wer auf spätem Heimweg efeugeschmückten Einhörnern, dreiköpfigen Hunden und Katzen mit Fledermausflügeln begegnet, hat am Ende zu ausgiebig Gott Bacchus gehuldigt, dem freundlichen Spender des Weins und der rauschhaften Lebensfreude.

Keinen guten Ruf hat der Herbst auch in der Volksmedizin. «Er nehme die Kranken mit», heisst es. Und von Abergläubischen ist zu hören, dass ein Hausgenosse sterben werde, wenn ein Obstbaum, namentlich ein Apfelbaum, im Herbst blüht oder frische Blätter treibt. – Zur Witterung meint das Volk, dass in dieser Jahreszeit grosse Gewitter selten seien, denn zu Bartholomäus (24. August) «gehe das Wetter heim». – Die einen schwören auf die Regel: «Ist der Herbst warm, hell und klar, so ist zu hoffen ein fruchtbar Jahr.» Andere warten ab. Was sagen jene, die das Gras wachsen hören? – «Schneereich wird der Winter, wenn viel Nebel im Herbst ist; er wird hart, wenn die Mäuse hoch aufwerfen oder der Hase einen ungewöhnlich dicken Pelz hat, denn: Je rauher der Hase, je kälter die Nase.»

Jung und alt indessen ist der Altweibersommer» willkommen. Gemeint sind die schönen Herbsttage, wo im Oktober feine, weisse Spinnfäden Stoppelfelder, Gebüsch und Gras überziehen oder in der Luft dahintreiben. Schwebt jetzt der Sommer davon – oder die späte Liebe einer Frau?

«Im Wald und auf der Heide, da such' ich meine Freude...»

Ein Jäger ist gemeint. Und schon im Buch der Bücher ist von einem die Rede: Nimrod, der Herrscher von Babylon und Gründer Ninives, war «ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn».

Jäger gibt es bis heute. Ihr Gruss soll sein: «Waidmannsheil» und die Antwort: «Waidmannsdank!» – Klingt es so «im Wald und auf der Heide» bei uns? – Und reden sie von Schmalreihen, Kälbern und Kitzen, von einjährigen Spiessern mit überlauscherhohen Stangen und von ungeraden Sechsern unter dem achten Kopf? – Wer kann das sagen, denn so nahe, dass man alles versteht, darf man den Grünberockten nicht kommen, wenn sie im Herbst mit den Flinten unterwegs sind. Weniger gefahrvoll ist es, bei ihrem «Jägerlatein» im «Ochsen» oder «Sternen» die Ohren zu spitzen. Das geschieht ja weitab vom Schuss. – Ein wenig gehören wir ja alle zu den «Waidleuten». Denn wer könnte sich brüsten, «noch nie einen Bock geschossen zu haben». Dieser Ausdruck für «einen Fehler, eine Dummheit machen», wird von den Schützenfesten hergeleitet. Das Wort «Bock» war eine alte, volkstümliche Bezeichnung für Fehler oder Fehlschuss. Ist das Leben eines Jägers immer lustig? – Nein! – Zumal dann nicht, wenn ihm, während er auf der Jagd ist, Hörner aufgesetzt werden. Dann nämlich hat ihn seine Frau betrogen. Diese sprachliche Wendung meint, dass ein Mann, der vom Betrug seiner Frau nichts merkt, so dumm wie ein gehörnter Ochse sei. Ein solcher Jäger wird daher guttun, die Sache nicht an die grosse Glocke zu hängen. Das Jagdwesen hat viele Seiten. Für alles, was mit der Jagd zusammenhängt, ist die Jagd- und Fischereiverwaltung zuständig, die dem Finanzdepartement des Kantons St.Gallen zugeordnet ist. Wer jagen will im Toggenburg, muss die Jägerprüfung ablegen. Da geht es um mehr, als nur ein Reh von einer Kuh unterscheiden zu können. – Der Prüfungstoff umfasst Schiessen, Waffenkenntnis, Jagdrecht, Jagdkunde, Wildkunde und Kenntnisse über Jagdhunde. Wer in allen Prüfungen genügend ist, erhält den Fähigkeitsausweis. Das Finanzdepartement erlässt für jedes Jagdjahr die Jagdvorschriften. Sie stützen sich auf die kantonalen Gesetze sowie auf das Bundesgesetz und die Verordnung über die Jagd und den Schutz wildlebender Säugetiere und Vögel. – Die Hege des Wildes ist oberstes Gebot für den Jäger. In der kantonalen Weisung für die Jagdausübung wird deshalb zuerst auf die geschützten Tiere hingewiesen. Die Jagdzeiten folgen an zweiter Stelle. Unter «Besondere Abschussweisungen» wird daran erinnert, dass während der Jagdzeit nach Möglichkeit zuerst alles schwache, im Körperbau zurückgebliebene oder überalterte Wild zu erlegen sei. Die Jagd- und Fischereiverwaltung stellt für jedes Jahr auch eine ausführliche Statistik zusammen. Sie enthält, nebst anderem, die Gesamtabschüsse in den Revieren des Kantons St.Gallen, eine Fallwild-Übersicht (mit Angabe der Todesursache, wie Krankheit, Alter,

Schwäche, Hunger, Autoverkehr, Bahnverkehr, gerissen von Hunden u.a.) sowie aufschlussreiche Grafiken über die Entwicklung der Wildbestände. Wie kommt ein Jäger zur Trophäe, zum Fell, zum Geweih? – Wenn Wild da ist, und wenn er trifft! – Und wenn es gerade beim letzten hapert? – Nützt es etwas, auf den alten Wink aus Jägerkreisen hinzuweisen: «Einen von einer Jungfrau am Sonntag gesponnenen Faden durch das Blut eines Wiedehopf ziehen und um den rechten Arm binden, gibt Treffschuss»? – Nein! – Denn wo im Tal gibt es heute noch solche Spinnerinnen.

Der heilige Vogel des Zeus

Hoch über der Erde zieht der Adler seine Kreise. Recht oft ist er im Alpstein zu sehen, aber auch vom obern Toggenburg aus. Horste sind zu finden im Voralpsee- und Mattstockgebiet, bei Alt St.Johann, Stein und im Neckertal. Weiter auch auf der Südseite der Churfürsten und in den Bergen, die zu Appenzell gehören, so etwa auf der Potersalp. «Das ganze Obertoggenburg ist *steinadlergerechter* Lebensraum», meint der Jagdaufseher. «Adler beanspruchen Reviere. Alle tauglichen sind hier besetzt, Abgänge werden jeweils sofort durch nichtansässige Einzeltiere ersetzt.» – Wieviele Adler sind bei uns zu beobachten? – «Drei Paare und einzelne herumstreifende Jungvögel auf der Suche nach Revieren» – Nur der Steinadler kommt hier vor. Im Jahr 1990 hat der Jagdaufseher in Krummenau zwar einen toten Schlangeadler gefunden, «was aber eine absolute Rarität darstellt, denn dieser Vogel ist bei uns nicht heimisch, wie andere Adlerarten auch nicht». Da und dort steht ein ausgestopfter Steinadler in einem Zoologischen Museum, gross, kraftvoll, von dunkelbrauner Färbung, Oberkopf und Nacken goldgelb, gekrümmter Schnabel. Als Lockvogel auf die Besucher angesetzt! – Symbolisch bedeutet der König der Vögel Macht und Sieg. Daher ist er in manchen Theologien der heilige Vogel des höchsten Gottes, von Zeus beispielsweise. In der christlichen Deutung ist der Adler ein Sinnbild der geistigen Erneuerung und Wiedergeburt durch die Taufe. Beliebt ist er auch als Wappentier, ja, er gilt als der klassische Wappenvogel überhaupt. So ziert ein Adler das amerikanische Staatswappen. Es ist allerdings kein Steinadler, sondern ein weissköpfiger Seeadler.

Von ihm hielt Benjamin Franklin, der Mitbegründer der USA, jedoch nicht viel. Ja, er meinte sogar, dass dieser Vogel als Nationalsymbol ungeeignet sei, weil er «einen schlechten Charakter habe, faul sei und seinen Lebensunterhalt nicht auf anständige Weise beschaffe...»

So ganz schief lag Franklin nicht. Die Zoologen bestätigen, dass der «gefiederte Amerikaner» einen Makel hat. Er «lässt» jagen. Im Gegensatz zum Steinadler gilt der «Weisskopf» als Beutedieb, der oft schwächeren Jägern das Futter klaut. Kleineren Raubvögeln etwa entreisst er im Flug ihre Beute. Reiher packt er mit seinen scharfen Krallen am Hals, bis sie ihren Fisch fallenlassen. – Ein grosser Wappenvogel mit kleinen Schwächen!

Wenn die Wege dunkler werden

Herbst. – Das Jahr vergeht. Man feiert Allerheiligen, gedenkt der Toten. Die Asters verblühen, und Wehmut umfängt einen. Wenn die Wege dunkler werden, kann ein gutes Wort hilfreich sein. – Mit der Zeit umgehen lernen, Tage, Stunden und Augenblicke ausschöpfen und so sich mit den Grenzen der Zeit befreunden. – Oder: Freu dich an allem, was du vollendest; freu dich auf alles, was du noch planst. Trachte, dich weiter zu bilden, weiter zu kommen, und sei's bloss ein Schritt. Zu einem Sprung über alle Gräben und Hindernisse hingegen ermutigt ein Wort aus dem Buch Prediger: «Geh, iss mit Freuden dein Brot und trinke deinen Wein mit fröhlichem Herzen. Denn längst hat Gott deinen Weg bestimmt. Trage festliche Kleider und mache dich schön. Geniesse das Leben mit der Frau, die du liebst, alle die flüchtigen Tage, die dir unter der Sonne gegeben sind, denn das ist dein Teil im Leben, das ist der Lohn deiner Mühsal unter der Sonne».

Winter

*Lange Nächte, kurze Tage, kable Bäume –
Zeit für eine Weihnachtsgeschichte.*

Der graublaue Adler

In alter Zeit, so liest man in der Schrift, wollte Gott Abraham prüfen. Er sprach zu ihm: «Nimm deinen Sohn, deinen einzigen, den du liebst, Isaak, geh in das Land Moria und bring ihn dort auf einem der Berge, den ich dir nenne, als Brandopfer dar. Und Abraham gehorchte ohne Widerrede. Er sattelte in der Frühe seinen Esel, nahm seine beiden Knechte und seinen Sohn Isaak, spaltete Holz zum Opfer und machte sich auf den Weg zu dem Ort, den ihm Gott genannt hatte... Niklaus Reding an der Kornaugasse hatte auch einen Sohn, den er über alles liebte. Dazu ein Gemüt, so weich wie Flaum. Diese herzlose Forderung konnte er nie begreifen. Warum hatte sich Abraham nicht aufgelehnt? Warum sich nicht mit Sara, seiner Frau, abgesprochen? – Des

Mannes Haar sträubte sich im Nacken, wenn er an das Schreckliche auf dem Berge dachte. Holz und Feuer, der Knabe, nackten Oberkörpers, gefesselt am Boden. Neben ihm kniend sein Vater, den Dolch in der Hand. Der entsetzte Aufschrei Isaaks: «Vater – was machst du..!» – Weinte Abraham? Wohin gingen seine Augen? – Dann, nach langer Angst der eingreifende Engel, der die Opferung verhinderte. Sein eigener Sohn brauchte sich nie vor ihm zu fürchten! Das gelobte Vater Reding so treu wie ein Mönch Armut und Keuschheit. Er überwachte Stefans kleine Schritte, führte ihn an der Hand, wärmte seine kalten Fäustchen, trocknete seine Tränen und besänftigte ihn, wenn er aus unruhigem Schlaf aufschreckte. Der «Zehntenhof», das Mietshaus an der Kornauergasse, ist düster, der Innenhof wie bei einem Gefängnis. Reding würde gerne im Schatten zurückgeblieben sein. Wenn nur Stefan immer höher kletterte, einem sonnigen, glückverheissenden Leben entgegen. Was für gescheite Fragen sein Kind schon früh stellte: «Können Goldfische auch lachen? – Hat es auf dem Mond auch Schnee? Wohin geht die Nacht, wenn der Tag kommt?» – Und wie leicht der Kleine mit Farbstiften und Bilderbüchern umging. So klug! So gemessen! – Später, als Stefan zur Schule ging, kratzte der Vater oft stolz im Bart, wenn sein Schüler wissen wollte, warum die Sterne flimmerten, wann die Saurier ausgestorben seien und wie das mit dem Perpetuum mobile sei. – Wächst am Ende gar ein zweiter Salomon im Hause Reding auf?

Niklaus nennt sich «Steineklopfer», baut an Pyramiden, die nie fertig werden. Aus Formularen, Unterschriftenkarten und Nummern entstehen keine Weltwunder. Nur Privatkonti und Geschäftskonti. Im Geldinstitut Miermann & Co., wo Reding angestellt ist, in der Abteilung Kontoeröffnung, sind vorwiegend Frauen beschäftigt. Es ist beinahe wie an einer Zauberschau im Büro: Lampen ein, Lampen aus. Da hat es Glanz auf den Tasten der Schreibmaschinen, dort Schatten. Und Fenster auf, und Fenster zu. Ein unruhiger Betrieb. Hier braucht es einen starken Mann als Chef, wo alles flattert und grrt wie in einer Voliere. Der heutige heisst Buzzoni; damals stand Dellsperger dieser Abteilung vor.

Reding, dem kleinen Sachbearbeiter, Lohnklasse 7c, war es jederzeit hell genug im Büro. Er sortierte Post, prüfte Unterlagen, überwachte, dass keine Kontonummer doppelt zugeteilt wird und kein zahlungsunfähiger Hecht plötzlich den Fischkasten der Firma ausräuberte.

Ein unsichtbarer Stern über Reding strahlte Licht und Kraft aus: Stefan. Während seiner Arbeit am Schreibtisch rechnete der Mann

aus, wann sein Sohn an der Universität studieren werde. Wie wohltuend dieser Gedanke durch seine Adern rieselte. Von allen Philosophen würde Stefan dann etwas wissen, alle griechischen und römischen Götter kennen und die 114 Suren des Korans und die sieben Hügel Roms im Schlaf hersagen können. Und derweil ein Schuldenmacher seine Wut von der Seele redete, weil man ihm ein Konto verwehrte, dachte Reding an die Phönizier und Karthager, deren Geschichte Stefan später wie kein zweiter kennen würde. Dieweil er zuhörte, wie Dellsperger einem schriftenlosen Maler wie einer kranken Kuh zuredete, schwebte Stefan als Professor durch seine Gedanken. Und er vernahm aus weiter Ferne, wie sein Sohn mit andern Gelehrten über Wasserstoffatome und Galaxien disputierte.

Darauf war es Dezember geworden in jenem Jahr. Eine Woche vor Weihnachten, es wurde Abend, und die Nacht kam. Der dreizehnjährige Stefan, den sein Vater über alles liebte, verliess das Bett, wandelte schlafend durch den Gang, in die Stube, schob den Fusschemel mit der Zimmerlinde zur Seite, öffnete die Balkontüre, trat hinaus, kletterte über das bereitstehende Weihnachtstännchen aufs Geländer und stürzte vom dritten Stock in den Hof. Der Bäckergehilfe Lerch, der um halbzwei zur Arbeit musste, hatte den toten Knaben gefunden. – Leben und Tod sind eins, so wie der Fluss und das Meer eins sind. Ist das ein Trost in diesem Unglück? Solche Wunden heilen langsam. Namentlich bei Schwermütigen, die stochern in der Verletzung, bis alles wieder blutet. «Warum?» hat Niklaus Reding unaufhörlich gefragt. Bis zur Erschöpfung. Ist das die Strafe, dass ich nicht ohne Widerrede wie Abraham meinen Sohn geopfert hätte? – Und die dunklen Gestalten, von denen der Mann sein schweres Blut hat, haben ihm ins Ohr geraunt: «Siehst du, so kommt das Unheil auf die Widerspenstigen herab – Deine Schuld ist es...»!

Ja, sie stehen ihm zeitlebens vor der Sonne: die melancholische Mutter, der Vater, der Messer, Revolver, Schwerter und Keulen sammelte und im Jähzorn Tassen und Teller zerschlug, der wirrköpfige Onkel Gustav mütterlicherseits, der Handleser und Hellseher war, und all seine Ahnen aus dem Schattenreich. Nein, Niklaus selbst vermag nichts für sein dunkles Gemüt. Er soll auch nicht von Schuld reden, dass sein erstgeborener Sohn Nachtwandler gewesen ist. Nur seine Blindheit an beiden Augen wäre zu beklagen. Er gleicht dem Leuchtturmwächter, der nur das wilde Meer und die böse Nacht, nicht aber die Sonne und die Sterne sieht. Denn Niklaus lebt nicht allein. Er hat eine Frau und einen zweiten Sohn, Norbert. Lea ist aus härterem Holz als ihr Mann. Dennoch hat

auch sie viel gelitten an jener Weihnacht. Und lange darnach. Das Geschenk für Stefan, ein grosses Reisszeug, hat sie still zuunterst im Wäscheschrank versorgt. Ihr Sohn braucht, wo er jetzt ist, keine Reissfedern und Zirkel mehr. – Lea liebt ihren Mann von Herzen. Sie klagt nicht über das eher glanzlose Leben im «Zehntenhof». Sie hat keine heimlichen Wünsche, die sie verzehren, und sie muss lächeln beim Gedanken, dass ihr Niklaus einst vor vielen Frühlingen versprochen hat, einen Rubin von tiefstem Rot und so gross wie eine Baumnuss zu schenken, und ein Landhaus am See dazu... Lea leidet nur, wenn Niklaus niedergedrückt ist und glaubt, mit leeren Händen im Leben zu stehen. Aber sie ist doch da! – Und Norbert!

Dieses Kind kam zur Welt, als Stefan fünf Jahre alt war und schon das Abc und die Zahlen bis zwanzig aufsagen konnte. Von der Klugheit seines kleinen Salomons verhext, blieb dem Vater manches von Norberts Entwicklung verborgen. Erst nach dem Tode Stefans, als sich nach langer Verzweiflung der Himmel über Niklaus zu lichten begann, gewahrte er, was da für ein Wesen herangewachsen und wie fremd ihm Norbert war. Dieser anders geartete Sohn hat nie gefragt, wieviele Vulkane es auf der Erde gebe, wann am Morgen die Vögel zu singen begännen, wieviele Planeten es gebe, wie die Sonne Energie erzeuge und ob Gott Zeus mit Adam und Eva verwandt sei. – Als Kind zerbrach Norbert alle Bleistifte, und statt mit den Farbstiften zu malen, spitzte er sie samt und sonders zu Stümpchen. Er sägte mit den Küchenmessern Kerben ins Tischblatt, schnitt mit der Schere Muster in die Vorhänge, und nichts liebte er so wie Süssigkeiten: Makrönchen, Schokoladen-S, Anisplätzli – und Pfeffernüsse. Und als Schüler wünschte er sich Klappmesser, Alarm-Pistolen, Taschenlampen, Schlüsselanhänger in der Form eines dickgepolsterten Boxerhandschuhs und Disco-Roller. Von Büchern wollte er nichts wissen.

«Was wird nur aus Norbert einmal werden?» sinnierte Vater Reding an Tagen, wo ihm selbst die Rosen grau vorkamen. – «Was meinst du, Lea?» – In ihrem Herzen sind die kunterbunten Berufswünsche des Kindes aufgezeichnet: Trompeter beim Zirkus, Wurstbrater, Velorennfahrer, Geheimpolizist, Kunstturner, Expressbote, Kerzenanzünder, General... – «Warten wir ab, Niklaus!» sagte sie jeweils. «Es wird sich gewiss ein Weg zeigen. – Belade deinen Tag nicht unnötig mit Sorgen!»

Gegen Ende der Schulzeit eröffnete Norbert seinen Eltern, dass er Lastwagenchauffeur werden wolle. «Später saddle ich auf die Fernfahrierei um. So komme ich bis in die Türkei und hinunter bis Pakistan...» Er war jetzt

beinahe so gross wie Lea und so lebensfroh, offen und unternehmungslustig wie sie. Bei diesem Beruf blieb es. Norbert hat eine Lehre bei Jan Kuprecht AG angefangen – und führt nun Ziegel, Zement und Backsteine von Baustelle zu Baustelle. Die Arbeit macht ihm Spass, was dem Vater nicht verborgen bleibt. Und sooft im ebenerdigen Büro gelüftet wird, äugt er auf die Strasse. Es könnte doch sein, dass er Norbert einmal im gelbgrünen Laster vorbeifahren sieht. Niklaus Reding ist immer noch Sachbearbeiter. Er wird es bleiben, denn feinnervige Abteilungsleiter sind nirgends gefragt bei Miermann & Co. Er überprüft weiter, ob die sich selbständig nennenden Anlageberater, Geigenbauer, Musiker, Tanzlehrer und Taucher und ähnliche Leute keine Schulden haben und schlägt sich Tag für Tag mit Kontonummern herum. – Aber schon eine geraume Zeit gibt ihm ein neues Licht Kraft und Freude: Norbert. Er muss seinen Sohn nicht in den Kneipen suchen um Mitternacht. Niemand muss ihn wecken, damit er rechtzeitig zur Arbeit kommt. Und sollte er sich doch noch als Fernfahrer betätigen, so braucht er keine Angst zu haben, dass er vom Morgenland mit wallendem Burnus heimkehrt. Und Salomon, bei all seiner Weisheit: was versteht der schon von Vergasern, Synchrongetrieben, Bremsbacken und Tachometern...! Aus der Fernfahrierei jedoch ist nichts geworden. Schon zwei Jahre fährt Norbert zur See. Bei Redings ist es seither klösterlich still. Niklaus liest noch mehr als früher. Bücher über Reisen und fremde Länder jetzt: «Ferne Insel Madagaskar, wo Vanille und Pfeffer wächst» – «Seychellen, Komoren, Mauritius – die Trauminseln im westlichen Indischen Ozean» – «Traveller Handbuch: Kalifornien und Westküste USA» und Reiseberichte aus Thailand, China, Indien und Mexico. Am liebsten aber blättert er im Bildband «Schweizer Schiffe auf allen Weltmeeren». Und derweil Niklaus Reding von den Fenstern des «Zehntenhofs» nur wenig Blaues sieht, fährt sein Sohn Norbert, erst auf der «Calanca», dann auf der «Romandie», unter dem endlosen Himmel über alle Meere. Und immer kommt die lichte Gestalt in seinen Sinn. – Auch Lea hat Heimweh nach Norbert. Er ist aus ihr gekommen, nun baut er sein eigenes Haus. Nur das Wissen, dass es ihm gut geht, tröstet sie ein wenig. Dann und wann treffen Briefe mit kurzweiligen Berichten ein. Sie sind alle in Häfen abgestempelt: in New Orleans, San Diego, Callao, Rosario, Odessa, Inchon. Auf den Ozeanen stehen eben keine Briefkästen. Wo Norbert an Land gegangen, steckt die Mutter in Gedanken winzige Fähnlein auf die Weltkarte, bis sie bald einer Traumwiese voller blutroten Glockenblumen gleicht. Die Damen in Redings Büro reisen weit in den Ferien und schicken

prahlsüchtig Ansichtskarten aus Bali, Curaçao, Neukaledonien, Tonga, Jamaika, Neuseeland und aus andern fremden Orten. Die farbigen Grüsse wandern von Pult zu Pult. Doch Reding wirft kaum einen Blick darauf. «Da ist mein Sohn, der Matrose, schon überall gewesen», sagt er jeweils mit vernehmlicher Stimme und reicht die Ansichtskarten ungerührt weiter.

Und wehe, wenn eine Mitarbeiterin aufs Meer geht! – «Immer diese Kreuzfahrten!» brummelt Reding, nach links und nach rechts: «Planschen im Süsswasser-Bassin auf Deck, Nahkämpfe am Kalten Buffet, Schäkern mit den Barmixern, farbige Schnäpse und Champagner, Abendkleider, Kerzenlicht, Captain's Dinner... – Ihr solltet einmal Rost kratzen müssen auf der *Calanca*, wie mein Sohn, oder dabei sein, wenn ein grosser Frachter seinen Anker *klar zum Fall* macht, wenn der gut zehn Tonnen schwere Koloss an einer mächtigen Kette ins Wasser donnert und sich in den Grund bohrt...» – Bei Miermann & Co. wissen es alle, im «Zehntenhof» und an der ganzen Kornaugasse, dass der junge Reding als Matrose auf einem Meerschiff arbeitet. Darüber ist sein Vater sehr stolz.

Eine neue Adventszeit ist angebrochen. Als Niklaus eines Abends nach Hause kommt, fällt ihm Lea stürmisch um den Hals. «Ein Brief aus Japan! – Norbert kommt heim! – um den zwanzigsten... ganz sicher aber vor dem Heiligen Abend...» – «Ja? – Wirklich?» Der Mann muss den Kopf abwenden. Umständlich schält er sich aus dem Mantel, kramt das Taschentuch hervor und wischt damit die Augen ab. Stehend liest Lea den Brief vor: und Niklaus hört, dass sein Sohn im Sommer zum Vollmatrosen befördert worden sei. Auch Fotos liegen bei: Norbert an der Reling. Schnurrbart, kurze Haare. Nackter Oberkörper, Schmutz, Sonnenbräune. Ihr Sohn lacht, winkt mit einem Kratzeisen. Wolkenloser Himmel. Und Wasser, nichts als Wasser ringsum. Dann liest Niklaus den Brief selbst. Und er liest ihn so viele Male, dass er am dritten Advent Eselsohren hat. Und auch dieser Brief enthält kein Wort von dem, was Niklaus am meisten befürchtet: dass sein Sohn voller Tätowierungen sein könnte, voller Schlangen, grinsender Teufel und fletschender Wölfe. Lea indessen denkt nicht an eingestichelte Ungeheuer. Sie bäckt Zimtsterne, Mailänderli, Vanillebrezeli, Spitzbuben, Anisbrötli – und Pfeffernüsse, die Norbert so gern hat. Mittlerweile ist es vierter Advent geworden. «Was macht das Wetter eigentlich?» fragt Niklaus,

«Norbert hat doch geschrieben, er möchte wieder einmal verschneite Tannen und Rauhreif sehen. – Was meinst du, Lea, wird es Schnee geben?» – Redings treten auf den Balkon. Und wahrhaftig! – leis und weich flockt es vom Himmel. «Ein Wunder!», ruft Niklaus und zieht Lea an sich. «Diese Schneekristalle! – Sind sie nicht schöner als Saphire, Opale, Topasse und Turmaline...!» – «Weisst du noch, dass du mir einmal einen riesigen Rubin versprochen hast», fällt Lea dem Schwärmer ins Wort, «so gross wie...» – Ihr Mann drückt ihr ein halbes Dutzend Küsse auf den Mund. Nachher streckt er die Hand flach aus und fängt Schneeflocken auf. «Da! – Liebstes! – hast weisse Diamanten...» – Nach einer Weile fragt Niklaus leise: «Erinnerst du dich noch an jene Weihnacht...?» – an Stefan? – vor vierzehn Jahren...? – «Es sind schon fünfzehn Jahre», antwortete Lea kaum hörbar. Und es ist jetzt da draussen wie ein stummes, schwermütiges Schauspiel, wie wenn der Himmel weisse Blüten weinte.

Auf dem Stubentisch liegen Geschenke für Norbert bereit: eine leuchtstarke Stablampe, ein Wecker, ein Offiziersmesser mit vierzehn Werkzeugen. Und jenes Reisszeug-Set, das für Stefan bestimmt war. «Denn jetzt wird es Norbert brauchen können», meinte Niklaus wichtig, «du wirst sehen, Lea, unser Sohn geht bald auf die Kapitänsschule...» – «Hat es auch genug Pfeffernüsse für den Seemann», fragt Niklaus ein letztes Mal und inspiziert nun selbst die Dosen. «Viel zu wenig!» stellt er fest. «Das reicht nie!» – Und so muss Frau Reding nochmals Pfeffernüsse backen, aus Zucker, Eier, Orangeat, Zitronat, Mehl, Zimt, Nelkenpulver, Muskat... – «Nimm weissen Pfeffer», rät ihr Mann, der ist schärfer!»

Am vierundzwanzigsten Dezember, um halb zwölf vormittags, stand Norbert mit seinem Seesack in der elterlichen Stube. Grossgewachsen, stark und mit Augen, die vor Freude wie Sonnen glänzten. – Lachend wie ein Lausbub schloss er Vater und Mutter in die Arme. – Aber bis heute hat Lea ein Geheimnis bewahrt. Nie hat sie Niklaus verraten, dass Norbert auf der linken Brust eine kleine Tätowierung hat, das Ehrenzeichen des richtigen Seemannes. Kaum grösser als eine Knabenhand: einen graublauen Adler mit grünem Anker in den Fängen...

Quellen

Auskünfte über die Jagd erteilte freundlicherweise die Jagd- und Fischereiverwaltung, St.Gallen. Die Angaben zum Steinadler verdanke ich dem Jagdaufseher, Herrn Robert Tschirky, Erlen, 9655 Stein SG.